

JULIA JOST

Wo der spitzeste

Zahn der

Karawanken in

den Himmel

hinauf fletscht

ROMAN

SUHRKAMP

SV

JULIA JOST
Wo der spitzeste
Zahn der
Karawanken in
den Himmel
hinauf fletscht

Roman

Suhrkamp

Die Autorin dankt dem Goethe-Institut Kigali für die
»Writing Gender residency – organised by Goethe-Institut Kigali
with Huza Press«, dem Österreichischen Bundesministerium
und dem Land Kärnten für Arbeitsstipendien für Literatur,
der Senatsverwaltung für Kultur und Gesellschaftlichen
Zusammenhalt Berlin für ein Arbeitsstipendium sowie der
VG WORT für ein Neustart-Kultur-Stipendium.

LAND  KÄRNTEN
Kultur

VG WORT



Die Beauftragte der Bundesregierung
für Kultur und Medien

Erste Auflage 2024

Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2024

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung
des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: studio hanli

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43167-2

www.suhrkamp.de

**Wo der spitzeste Zahn
der Karawanken in den
Himmel hinauf fletscht**

Für Doro und für Lila

EINS

Unweit von dem Tal drunten, das wir Schakaltal nennen und das somit nicht von Anfang an das Schakaltal gewesen war, sondern ganz anders geheißen hatte, ganz anders, steht der Gasthof Gratschbacher Hof meiner Eltern. Von dort, wo der spitzeste Zahn der Karawanken in den Himmel hinauf fletscht, sind es vielleicht vierzig Kilometer zum Gratschbacher Hof. Vom gigantisch alpinen Hochstuhl, der anno dazumal wie heute für viele Einheimische das Ende der Welt markiert, gelangt man zum Flussufer der Drau. Der rabiat plätschernden Drau kann man stromaufwärts folgen. Erst kommt das Dörfchen Bruder Elend, in dem ein römisch-katholischer Bettelorden einer burlesken einheimischen Bauerstochter verfiel, und dann die Brücke namens Jungfernsprung, wo sich seit jeher die Unglücklichen in den Freitod stürzen. Es folgt der Wörthersee, meeresgroß zu deiner Rechten, mit der verwitterten und morschen Seebühne aus Dunst, die im barschen Wind bis in alle Ewigkeit knattert und Stück für Stück bricht. Hör genau hin, und dir entgeht nicht der Kontrapunkt des *klunzenden* Klagens von Alpen und Adria, und wenn dein Gehör besonders gut ist, entdeckst du sogar noch ein paar nachhallende Textfetzen unvergesslicher Konzerte. »Mäh Mäh Mäh Märchenprinz«, stottert es da zum Beispiel aus einem längst vergangenen Jahr herauf. Bleib nicht stehen. Fast ist es geschafft. Geh weiter, ins Innere des Landes hinein. Da sind Maisfelder, Kürbisse und Kohlrabi, je nach Jahreszeit, Wiesenblumen auf unbewirtschafteten Flächen, und man sieht Jagdhunde im Dreisprung über den frisch gepflügten Acker einem Fasan nachsabbern. Dazwischen

immer wieder Bäume, zuerst vereinzelt, dann vermehren sie sich und drängen zu einem maßlosen Schatten eng aneinander, es ist nur noch Nadelwald. Hier bist du richtig. Geh ruhig tiefer hinein. Immer dem Dunkel nach. Und der Stille. Wird einem schon ganz bänglich, lichtet sich das Geäst, und ein frei atmendes Grundstück zeigt sich, dessen Schönheit man sein ganzes Leben lang nie wieder vergessen wird, nie wieder. Das ist es. Dieses Grundstück gehörte meinen Eltern, und genau hier steht der Gasthof Gratschbacher Hof.

Und du trittst hinaus aus dem Wald, mit goldenem Schuh, denkst du zuerst, wegen des edlen Lichts, das ihn trifft. Nach links hinüber gehst du. Wo eine entwurzelte Urfichte den Waldrand kreuzt wie ein bemoostes Tier im Winterschlaf. An diesem Baum entlang gehst du, und geh ruhig mit sicherem Schritt. Du läufst weiter, rechts von dir rotglühender Sand am Tennisplatz, die Luft darüber flirrend umsäumt vom dumpfen Klang des Abschlags und von den Geräuschen bremsender Stan-Smith-Schuhe. Zur Heimat einiger Schwalben-Clans, zur Pfettendachgarage, kommst du, die der Alte, der Stubenhofopa Louis Bressler, über ein halbes Jahrzehnt von Hand gezimmert hat. Baum für Baum aus eigener Kraft zu den Brettern dieser Bedachung schlägernd. Bis in die Gegenwart hörst du seine pochende Axt aus dem Forst heraus, im zögernden Off-Beat, und mit jedem Hieb springt irgendwo ein Tier. Du vernimmst das heilige Trommeln eines Spechts und siehst ein Rehkitz auf seinen Stelzenbeinen hechten. Duft umspült dich. Von Hölzern, Wildblumen und Wasser. Von weit weg überhitztes Hundegebell, spitz, geil, hechelnd zum Raseln einer Kette. Bienen mäandern unter dem Gewicht der Blütenstaublast über die Felder wie Betrunkene. Du spürst

die Grashalme gegen deine Beine peitschen, wenn du über die Wiese zum Schwimmbecken zwischen Gasthaus und Wohnhaus läufst. Ein schillerndes Landschaftsgewebe. Insekten in den Hecken.

Die Gratschbacher Gegend ist ein Wald ohne Augen. Ohne Sträucher und Äste, die sich hinter deinem Rücken raschelnd zusammenbiegen, um die Todesangst vorzubereiten, die sie gleich in dir auslösen werden. Einen sprechenden Wolf gibt es auch nicht. Der dir geifernd dabei zusieht, wie du in ein Tellereisen jagst. Hinterlist und Bosheit sind, auf diese Fauna wie Flora bezogen, *Kokolores*. Mit einem Wort meiner Mutter ausgedrückt. Der Gratschbacher Wald und die Felder, die Wiesen, der Teich sind eine ganz übliche Summe aus Pflanzen, Wasser und Tieren, die darin wohnen. Sonst nichts. Das ist alles, was es mit der Gratschbacher Gegend auf sich hat.

ZWEI

Der dritte Zahn links oben fehlte mir, als das Foto in meiner Hand neunzehnhundertneunundachtzig aufgenommen wurde, und der Wirbel an der Schläfe stellt ein kleines Haarbüschel spitz nach oben auf. Topffrisur, Hochwasserjeans, türkiser Nickipullover. Ich rümpfe die Nase, so dass die Augen ganz klein werden, und feixe verkniffen und frech zur Fotografin, die mir, nach meinem Gesichtsausdruck zu urteilen, gefallen hat. Den Klassenältesten, den fast schon neunjährigen Andreas, sieht man in der Mitte der letzten Reihe von dreien stehen. Er trägt einen gelben Pullunder mit großer, weißer *Champion*-Aufschrift über einem grauen Kurzarmhemd. Ein Bein winkelt er majestätisch auf der Bank vor sich ab, zeigt uns die Spitze seiner nigelnagelneuen Adidas-Jogging-High-Schuhe, die ihm ein halbes Jahr später vom Winzling Frieder aus der Umkleidekabine der Turnhalle gestohlen wurden. Am nächsten Tag stolperte der kleine Frieder in seinen erbeuteten Siebenmeilengaloschen zum Unterricht, was danach passierte, verdeutlicht ein Blutfleck auf der Wange des Kurt-Waldheim-Portraits, das direkt unter dem Jesuskreuz prangt. Der Religionslehrerin fiel der Blutfleck, »*Heiligemariamuttergottes, a Wunda!*«, zuerst auf, woraufhin sie standesgemäß und ohne Verzögerung den Pfarrer Don Marco alarmierte, der mit einer vatikanischen Delegation ins Klassenzimmer prozessierte und das Waldheim-Mirakel fachgerecht prüfte.

Andreas' Jeanshose auf dem Foto ist hellblau, wie das *Flinserl*, das er im rechten Ohr trägt, seine kurzen, aschblonden Haare waren immer zu einem Mittelscheitel gekämmt. Über Andreas erzählte man sich, er habe seinen Zwillings-

bruder Kopernikus im Leib ihrer Mutter mit einem einzigen Happen verschluckt. Und dieser Zwillingsbruder lebe fortan in Andreas weiter, weswegen er auch die Stärke von zwei Buben hat. Sein Elternhaus steht drei Kilometer nördlich vom Gratschbacher Hof, in Dirnbach, und Dirnbach setzt sich aus einem verlassenen Bauernhof, drei Buschenschenken und sieben Einfamilienhäusern zusammen, wovon an vier Postkästen Andreas' Nachname Kuchnig steht und an dreien der Name Wallach. Die *Buschenschank*-Besitzerin Marlene Wallach ist Andreas' Tante, aber das tut hier nichts zur Sache.

Auf der Bank vor Andreas sitzt Karla in der ganz schön kurzen, aber maßgeschneiderten Bleiberger Festtracht mit der Halskrausenbluse, die sie absolut immer anhatte, im Wald, in der Schule, zum Kirchgang, beim Skifahren und bei achtundzwanzig Grad auch als Sonnenschutz am See. Unter dem Kleid trägt sie von ihrer Oma selbst gehäkelte weiße Strümpfe, die das Muster der Halskrausenbluse aufnehmen. Wenn man vom Gratschbacher Hof meiner Eltern in Richtung Dirnbach der Traktorspur folgt, kommt man nach zweieinhalb Kilometern zu einer Kapelle. Karlas Vater hatte diese Kapelle der Diözese abkaufen können, vielleicht auch, weil er sich mit dem verantwortlichen Geistlichen sehr innig verstand, und zum Wohnhaus umgebaut, nachdem sich seine Frau, Karlas Mama, eines Tages einfach in Luft aufgelöst hatte und nie wieder auf dieser Erde, weder von Menschen noch von Tieren, gesehen ward. Könnte man in das Foto hineinzoomen, würde man durch die Strumpfmaschen erkennen, dass Karla von ihrem Vater im Alter von drei Jahren, wie sich jedenfalls herumsprach, mit heißem Fett übergossen wurde, nachdem sie sich geweigert hatte, brav zu sein. Seit sie aus dem Krankenhaus gekom-

men war, wo sie sechsunddreißig Wochen in Lebensgefahr auf der Kinderintensivstation verbracht hatte, ging Karla zum Ballettunterricht, denn ihre verbrannte Haut musste ständig, ja ständig, gedehnt werden. Als dieses Foto entstand, neunzehnhundertneunundachtzig, im zarten Alter von sieben Jahren, hatte sie bereits das Potenzial zur Primaballerina, aber mit diesen ungustiösen Narben am Bein war da leider nichts zu machen.

Vor der Bank am Boden, zu Karlas bestrumpften Füßen, liegt Ludwig, den wegen seiner außergewöhnlichen Länge und nadelöhrgerechten Schlankheit viele als »*He du Lindwurm!*« verspotteten. Vor dem Fototermin hatte er seine schneeweißen Haare, wie jeden Monat, einen halben Zentimeter kurz abrasiert bekommen. Von seinem Offiziersvater. Von diesem stammte übrigens auch die von Ludwig übernommene Bezeichnung *Hamgong* für das Klingeln der letzten Schulglocke oder der Begriff *Kasernierung* für Ganztagsunterricht.

Im Schneidersitz rechts außen sitzt Franzl. Er trägt eine zimtfarbene Flatterhose, ein pastelllila T-Shirt und die blauen Puma-Schuhe mit dem Klettverschluss-Geheimfach. Er grinst breit in die Kamera. Franzl war damals der Neue in der Klasse, er war von Tirol nach Kärnten emigriert, wegen einer wirklich äußerst delikaten und geheimnisvollen Geschichte, die nur dem Allerheiligsten vollständig bekannt war. Soweit ich aber einmal Franzls Mutter und meine Mutter belauschen konnte, war es so: Der Franzl sei in Innsbruck in einer katholischen Volksschule von äußerst gutem Ruf gewesen, von äußerst gutem Ruf, und durch diese Schule kam er zu der Ehre, als Messdiener arbeiten zu dürfen. Doch einmal tauchte der Franzl nach der heiligen Messe nicht und nicht aus der Sakristei auf, und da

blieb seiner Mutter nur übrig, sich ohne Erlaubnis auf diese Hinterbühne des Gotteshauses zu schleichen. Und als sie ihren Jungen sah, stieß sie einen solchen Schrei aus, dass die Hostien im heiligen Gral zu Staub zerfielen. Der Franzi stand splitterfasernackt mit gespreizten Beinen da, unter seinem Schritt der Pfarrerskopf mit geöffnetem Mund, in den der Franzi hineinpinkelte. Neben den beiden lagen drei leere Flaschen Römerquelle. Der Geistliche rempelte Franzi zur Seite und fuhr seine Mama an, was sie eigentlich glaube, sich unbefugt in die Sakristei zu schmuggeln, als Frau noch dazu, dies sei ein Haus Gottes und als solches nur mit Befugnis des Gottesgesandten, nämlich seiner, zu betreten. Die Mutter packte unversehens ihren nackten Putto, schaffte ihn ins Auto und rauschte nach Hause in ihre Reihenhaushälfte. Gleich am nächsten Tag zogen sie um. So Franzis Mama zu meiner Mama, sich fortlaufend bekreuzigend, während ich unter der Ruck'schen Kücheneckbank halb mit einem Spielzeugauto beschäftigt lauschte.

In Frau Rucks Küche hing der Druck eines Ölgemäldes von Matthias Holländer, ein abgemaltes Schulfoto aus dem Jahr achtzehnhundertneunundachtzig. Exakt hundert Jahre bevor unser Schulfoto aufgenommen wurde. Nach hinten, zu den letzten Reihen hin, wurde das Bild dunkler, duster. Als gäbe es unendlich viele Reihen dieser Menschenkinder, immer weiter in die Dunkelheit hinein, in Richtung Jenseits gezählt. Ich habe, wenn Frau Ruck auf mich aufpasste, das eine oder andere Mal in die Augen dieser Gleichaltrigen geblickt, auf der Küchenbank stehend, eventuell mit einem Extrawurstbrot in der einen Hand und in der anderen eine Essiggurke, hörbar kauend oder schmatzend schaute ich mir die Gesichter immer wieder an. Im Grunde genommen gab es für alle Kinder, die ich kannte, ein Äqui-

valent auf diesem Bild, ein Double. Dadurch entwickelte das Bild einen bösen Sog. Quecksilber, das Quecksilber anzieht wie ein Magnet. Kinder, verbannt in eine zeitlose Vergangenheit. Der links unten, der Junge, wollte ich sein. Der Kittel über dem Bauch aufgebogen, der Kragen schief, ein Strumpf wirft Fältchen unterm Knie. Zuerst dachte ich, er linst in die Kamera, aber beim genaueren Hinsehen zeigte sich mir, das tut er nicht. Vor hundert Jahren brauchte man längere Belichtungszeiten als heute. Deswegen konnten die Kinder nicht lächeln. Ihr Gesichtsausdruck passte zu ihrer Vergänglichkeit.

Auf meinem Klassenfoto lachen alle. Achtzehn lachende Münder. Andreas lacht mit nach unten gezogenen Mundwinkeln. Adi lächelt mild wie der Schmerzensmann über dem Waldheim-Portrait, die Lippen geschlossen, den Kopf zur Seite geneigt. Karlas Lachen offenbart beide Zahnreihen inklusive Lücken, als wollte sie klarstellen, dass in ihrer Mundhöhle nichts verborgen liegt.

An jenem Klassenfototag nahmen wir Franzl erstmalig mit zum Waldhaus. Mein neun Jahre älterer Bruder Thomas hatte das Waldhaus gebaut. Zunächst sägte er eine Lichtung in den Lärchen-Jungwald, auf den Zehenspitzen sei er dabei gelaufen und habe jede einzelne Lärchennadel unter den Füßen brechen gehört, so hoch war seine Konzentration, wie er öfter vor mir angab. Die Tiere hätten eine Biege gemacht, so dass es in den Sträuchern nicht wie sonst gewuselt habe, und die Eichkätzchen hätten die Luft angehalten, die Ameisen ihr schweres Gerät niedergelegt und sich zu einer Leiter übereinandergestellt, um ihn bei der Arbeit zu bestaunen. Die Sonne brannte überdies gleißender als normalerweise, er aber blieb unbeirrt, baute die Waldhütte mit einer Toilette, auf der die Notdurft über eine

Rinne aus Holz in eine eigens dafür ausgehobene Jauchegrube abgeleitet wurde, Wasser zum Spülen holte man aus dem Brunnen. Über eine Leiter kam man in die erste Etage. Hier lagen Matratzen zum Schlafen, leicht modrig riechendes Bettzeug, und Thomas hatte die Wände mit alten Sexheft-Postern austapeziert.

An dem Tag war auch Volker, die Schmeißfliege, dabei. Er taucht auf unserem Klassenfoto nicht auf, weil er der kleine Bruder von Ludwig, dem Lindwurm, und eine Stufe unter uns war. Die beiden Offizierssöhne Ludwig und Volker wohnten am Maltschacher See. Der Maltschacher See liegt vier Kilometer südwestlich vom Gratschbacher Hof, mit Privatstrand und Pferden und einem Obstgarten so groß wie ganz Unterkärnten. Die Birnbäume tragen Flaschen über der Frucht, was ich lange Zeit für eine Kunstinstallation hielt, in Wahrheit aber das Werk des Williams-Birnenschnaps-Geistes ist. Der Großvater der Hütterer Buben, wie Volker und Ludwig auch genannt werden, ist mit meiner Mutter im Jagdverein und die Stube im Hütterer Wirtschaftshaus so geräumig, dass alle dreißig Jäger aus dem Jagdverein, inklusive meiner Mutter, gut um den Tisch Platz haben und singen können. Hier lernte ich mein gesamtes Volksliedgut. »*Wonns Dirndle a Hoslnussstandle war, mächat I gern des Achkatzle sein. Di Nussn de brockat I olle ob, die Blattln di lässt I bleim*«, sang ich zum Beispiel, mit der stolz geblähten Brust eines Jägers mit Weidmannsglück, am Heimweg von der Volksschule. Ich musste in der Hüttererstube oft, und ganz besonders nach einer Treibjagd, die eine oder andere Runde Schnaps, meistens Slibowitz, der singenden Jäger und meiner Mutter, der Jägerin, abwarten, bevor wir nach Hause konnten. Währenddessen lag ich auf den Schaffellen, die wiederum um den Kachelofen lagen.

Von hier aus zählte ich die Gamsbärte in den Jägerhüten, schaute mir die vergilbten Fotos in den sonderangefertigten Rahmen an, die alle den Opa von Ludwig und Volker zeigten, mit dem Lauf der Flinte über dem Unterarm geöffnet, neben einem immer anderen toten Tier posierend. Oder ich dachte mir Geschichten zu den Abzeichen aus, die in gläsernen Boxen auf dem Regalbrett über dem großen Stubentisch thronten. In der Regalmitte prangte das goldene Mutterkreuz und daneben ein poröser Zettel, dessen altdeutsche Aufschrift ich erst entziffern konnte, als mir das Lesen schon lange flüssig gelang: »Ahnentafel zum Nachweis arischer Abstammung für fünf Generationen« stand da. An einem Nagel darüber hingen ein gleichseitiges silbernes Kreuz und zwei münzgroße goldene Adler. Kriegsverdienstzeichen des Großvaters, wie man mir erklärte. Die Adler schauten finster drein, und fast immer, wenn meine Mutter unter diesen Orden saß, hatte ich Angst, einer der Raubvögel könnte sich automatisieren, auf die Mutter herabstürzen und sie davontragen. Sich im Flug hämisch nach mir umdrehen und mir ihren Jubelsalm *Beatus vir* in mein rundes Halbwaisengesicht klatschen wie einen nassen Fetzen. Aber so weit war es glücklicherweise nie gekommen.

Ludwig und Volker hatten sich während dieser Treffen zumindest einmal, »*Buaman ontonzn!*«, der Gemeinschaft zu zeigen und die eine oder andere Frage zu beantworten, bevor sie spielen oder zu Bett gehen durften. Meistens waren es Fragen wie: »*Eia Großvota hot heit an kapitaln Hirsch geschossn, an kapitaln! Ihr weats a amol Jäga werdn, ga?*!« Mit einem eiligen »*Jawohl*« schälten sich die beiden aus dieser Situation, aber nicht bevor ihnen ordentlich fest die Wange gezwickt oder der Hinterkopf getätschelt wurde. Zu mir waren die Jäger anders: »*Schau amol, olles Manda! Außa*

deina Muata. Du weast ka Jaga bittschän!« Lautes Lachen. Die Antwort meines Vaters darauf hätte gut sein können: »*Woatats lei, mei Dirndle schiaßt eich jez schon die Erpelschnecken vom Huat oba!*« Wieder hätten alle gelacht, und der Vater hätte nicht gewusst, wie recht er mit seinem Witz hatte, schließlich trainierte ich mit den anderen vor dem Waldhaus regelmäßig mit der Steinschleuder und seit kurzem auch mit einem sehr besonderen Messer.

Damals, am Tag des Klassenfotos, führte ich den Franzi mit der größtmöglichen Gastfreundschaft durch unser Waldlager und erklärte ihm alles. Mein Bemühen war, mich derart offen zu zeigen, dass er sich, aus Angst, ich könne aus mir herausfließen und in ihn hineinkriechen, verschließen und verriegeln musste. Wenn Franzi seine staunende Anerkennung nicht für sich behalten konnte, grinste ich verstohlen und gab einen gekünstelt neutralen Laut von mir. Richtig Augen machte er aber erst, als ich ihm die Tapete der Schlafetage zeigte. »*A gfoln da de Bülde von meine Freindinnen?*«, fragte der Lindwurm, zu uns heraufkraxelnd, als sein siebenjähriger Kopf gerade so durch die Luke ragte. Der Lindwurm schob den aus Verlegenheit eingefrorenen Franzi beiseite und griff nach seinem sehr besonderen Messer mit der Gravur *Meine Ehre heißt Treue*, das er der großväterlichen Waffenkammer heimlich entnommen hatte, um eines der Poster von der Wand zu schneiden. Er erwischte jenes mit der Frau, die laut Bildunterschrift Christy Canyon hieß. In nichts als spitzen weißen Lederstiefeln lag sie auf einer Harley-Davidson-Maschine, eine Hand umklammerte fest den Lenker, die andere bohrte sich in den Rücken eines hosenlosen Mannes, die rot lackierten Fingernägel ragten zwei Zentimeter über ihre Fingerkuppen hinaus. Ludwig überreichte Franzi das Poster, lachte dazu